Zeitschrift: Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire

Herausgeber: [s.n.]

Band: 1 (1994)

Heft: 1

Artikel: Dorfbewohnerinnen und -Bewohner erinnern sich : Möglichkeiten der Oral History in der Lokalgeschichte

Autor: Vonarb, Irene

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1709

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DORFBEWOHNERINNEN UND -BEWOHNER ERINNERN SICH

MÖGLICHKEITEN DER ORAL HISTORY IN DER LOKALGESCHICHTE

IRENE VONARB

Es ist ein auffälliges Merkmal der Oral History, dass wichtige Fragen und Einsichten sich weniger in einem erkenntnistheoretischen Diskurs als im Vollzug der praktischen Durchführung, also in der Anwendung innerhalb von Projekten und in deren theoretischer Reflexion ergeben.[1] Ein wichtiges Standardwerk trägt denn auch den Untertitel «Die Praxis der Oral History»[2]. Ist demzufolge Oral History eher eine Sache der praktischen Erfahrung als der Theorie? Mein persönlicher Umgang mit Oral History hat mir gezeigt, dass das Arbeiten mit dieser Methode eine grosse Portion Selbstkritik und Bereitschaft zum Lernen aus Erfahrungen voraussetzt. Obwohl es Anleitungen zur Oral History gibt,[3] die unter anderem die Technik der Aufnahme und Verarbeitung mündlicher Quellen beschreiben, fehlt eine Theorie, die ohne Bezug zu konkreten Projekten eine Orientierungshilfe bietet. Denn gerade der Zugang zu mündlichen Quellen, die Grösse des *Samples* und vor allem die Gesprächsführung greifen fast ausschliesslich auf Erfahrungswerte zurück. Beispielsweise ermöglicht eine kritische Auseinandersetzung mit der Erfahrung abgeschlossener Interviews eine grössere Sensibilisierung für neue Gespräche inbezug auf Suggestivfragen, Pausen, Gesprächsunterbrechungen, genaueres Nachfragen. Ein gegenseitiger Austausch von praktischen Erfahrungen aus verschiedenen Projekten und die Reflexion der methodischen Erfahrungen, die an die jeweiligen Kontexte geknüpft sind, führen letztlich zu einer methodischen und theoretischen Präzisierung. Im folgenden soll also nicht die Rede sein von abstrakten methodologischen Programmen und von Legitimationsaspekten, sondern von der Praxis als einer spezifischen historischen Arbeit.

Aus meinen eigenen Erfahrungen in Dörfern, wo ich Gespräche mit Bauern und Bäuerinnen führte, möchte ich zwei verschiedene Aspekte näher erläutern. Zum einen interessiert mich die Erzählweise der Befragten. Ich gehe also der Frage nach, wie Erinnerungen in einem Dorf weitergegeben werden. Zum anderen möchte ich die Situation der Forscherin im Dorf näher erläutern. Meine Erfahrungen stammen aus zwei unterschiedichen Projekten, in denen ich je eine grundlegend andere Position im Untersuchungsfeld einnahm: Einmal war ich Insiderin und forschte im «eigenen» Dorf, dann war ich Outsiderin und musste in fremden Dörfern Interviews

führen. Ich frage mich also, was es bedeutet, im «eigenen» Dorf Interviews zu machen. Welches sind hier die Vor- und Nachteile, und in welchem Masse beeinflusst meine Position den Gesprächsablauf?
In meiner Lizentiatsarbeit[4] habe ich Lebensläufe von Bäuerinnen und Bauern meiner Heimatgemeinde untersucht. Im Zentrum meines Interesses standen die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf das dörfliche Alltagsleben. Die Ausführungen im folgenden Artikel stützen sich hauptsächlich auf die Interviews aus meiner Lizentiatsarbeit. Die vorläufigen Erkenntnisse aus meinen noch laufenden Untersuchungen im Rahmen eines Nationalfondsprojekts[5] fliessen nur dann ein, wenn es sich um grundsätzlich andere Erfahrungen handelt.

PROBLEME EINER INSIDERIN – PROBLEME EINER OUTSIDERIN[6]

In einem vertrauten Arbeitsfeld zu forschen, in dem der Interviewerin die Menschen, die Bräuche, die Landschaft und die Sprache seit Geburt bekannt sind, kann in mancher Hinsicht vorteilhaft sein und Arbeitsschritte erleichtern. Obwohl das Zustandekommen des *Samples* – die Auswahl und Anzahl der zu befragenden Personen – immer eine subjektive Entscheidung ist, gestaltet sich die Suche nach Informantinnen und Informanten in einem bekannten Umfeld problemloser und spontaner. Die Hilfe durch Drittpersonen, beispielsweise den Gemeindepräsidenten oder ein Gemeinderatsmitglied, ist unnötig. Um die Interviewpartnerinnen und -partner nach eigenen Kriterien auswählen zu können, sind Kenntnisse der Bewohnerinnen bzw. Bewohner und der dörflichen Strukturen Voraussetzung. In meiner Heimatgemeinde kannte ich alle Bäuerinnen und Bauern, die den Zweiten Weltkrieg dort erlebt hatten. Aus diesen Personen wählte ich 23 Frauen und Männer aus, mit denen ich persönlich Kontakt aufnahm. Die meisten von ihnen gaben mir Hinweise auf weitere Personen, die ich ihrer Meinung nach unbedingt noch befragen sollte (Schneeballprinzip).
In einem fremden Ort, wo der forschenden Outsiderin das Dorfleben und die Menschen noch unbekannt sind, kann sich schnell eine Abhängigkeit von der Vermittlerperson entwickeln. Während meiner Nationalfonds-Projektarbeit wurden mir nur Gesprächspartnerinnen und -partner vermittelt, die eine persönliche Auswahl des Gemeindepräsidenten repräsentierten. Der Versuch, auf eigene Faust noch andere an Gesprächen Interessierte zu gewinnen, scheiterte. Interessant ist, dass mir die Leute auch keine weiteren Empfehlungen gaben, das Schneeballprinzip funktionierte also in der fremden Gemeinde nicht. Es kamen dann auch Hemmungen meinerseits auf, den Gemeindepräsidenten zu umgehen und eventuell neue Vermittlerpersonen zu suchen. Es schien, als würde ich als Fremde ungeschriebene «Dorfregeln» achten. Es ist daher wichtig, bei der Gesprächsanalyse die Positionen der

zugewiesenen Informantinnen und Informanten innerhalb des Dorfes zu berücksichtigen und zu thematisieren.

Ich zitiere im folgenden drei verschiedene Gesprächsstellen von Bäuerinnen: «Du kennst die Leute ja, die entschieden während des Krieges nicht anders.» «Es war immer dort oben im Wald, dort trafen wir uns und sangen und spielten.» «Die Mutter machte uns (den Kindern) immer etwas Spezielles am Frauenkaffee, deine Grossmutter ging ja auch immer.»[7] In diesen Interviewausschnitten wird das gemeinsame Wissen angesprochen, das die Gesprächspartnerinnen und -partner bei einer Insiderin voraussetzen. Entscheidungen, die für das Dorf charakteristisch sind, werden nicht näher ausgeführt («Du kennst die Leute ja.»), Örtlichkeiten im Dorf nie genauer beschrieben («Du weisst ja, wo ich meine.»), wie auch Bräuche und Feste («Frauenkaffee») nur benannt, aber nicht erklärt werden. Auf diese Weise gehen wertvolle Informationen verloren, denn gerade beim Erklären von Örtlichkeiten oder Bräuchen werden häufig Geschichten zur Veranschaulichung und zusätzlicher Illustration zu Hilfe genommen, die viel über die Wahrnehmung der Leute, aber auch über die Geschichte des Dorfes aussagen.

Erst diese Erfahrung als Outsiderin in einem Obersimmentaler Dorf machte mir bewusst, wie viele Geschichten an die Beschreibung von Bräuchen und Örtlichkeiten gebunden sind. Speziell Geschichten über Dorffeste geben einen genauen Einblick in die dörfliche Sozialstruktur. Allen und Montell haben ähnliche Beobachtungen in ihren Dörfern gemacht: «Some things will be so familiar as to seem not to require explanation, yet an outsider may be baffled by them. A researcher may be hesitant to ask someone about what is known to be a sensitive subject and, conversly, people may be reluctant to talk about such subjects with someone from within the community who knows all persons and factors involved.»[8]

Auf der einen Seite werden als bekannt vorausgesetzte Begebenheiten nicht näher erläutert, und auf der anderen Seite werden Themen, über die innerhalb der Dorfgemeinschaft nicht geredet wird, auch gegenüber einer Insiderin tabuisiert. In keinem Interview wurde über Geld, familiäre Auseinandersetzungen oder Erbschaften gesprochen. In den mir fremden Dörfern habe ich die Erfahrung gemacht, dass die Bauern und Bäuerinnen einer Outsiderin sehr offen über diese Themen berichten. Über den Zweiten Weltkrieg wurde in «meinem» Dorf sehr ausführlich und bereitwillig Auskunft gegeben. Auch persönliche und kritische Meinungen zu eher heiklen Themen wie den Aktivdienst oder den «Plan Wahlen» fehlten in den Interviews selten. Bei der Frage über mögliche nationalsozialistische Gesinnungen oder Aktivitäten stiess ich jedoch auf eine Mauer des Schweigens.

Mir war es ein Anliegen, dass die Interviewten viel Raum hatten, um den Ablauf des Gesprächs selbst zu gestalten. Ich wählte die Form des «narrativen Interviews», dem in meinem Fall nur ein grober Leitfaden zugrunde lag. Die Gesprächsatmosphäre empfand ich als *Insiderin* natürlicher und entkrampfter: Im eigenen Dorf gelang es

mir besser, eine nicht autoritäre, kollegial-freundschaftliche Vertrauensatmosphäre aufzubauen. Die Gespräche lagen näher im Bereich von Alltagsgesprächen, auch konnte ich mich – weil mich die Informantinnen seit der Kindheit kannten – als Fragende leichter zurücknehmen.[9] Die grosse Vertrauensbasis zwischen den Interagierenden und vor allem die Kenntnis des Dialekts schufen eine Gesprächsatmosphäre, die es den Frauen und Männern erleichterte, das Gespräch selbst zu gestalten und Geschichten und Anekdoten aus ihrem Leben zu erzählen.

Während der Gespräche in den fremden Dörfern benötigte es eine längere «Anlaufzeit», bis die Reserviertheit auf beiden Seiten wich. Auch konnte ich Gesprächspausen meinerseits kaum akzeptieren, ich fühlte mich verpflichtet, immer etwas zu sagen oder zu fragen. Beim Durchlesen der Interviews wurde mir bewusst, dass mein Gesprächsverhalten von meinem offiziellen Status in diesen Dörfern beeinflusst wurde. Während der Interviews im Obersimmentaler Dorf musste das Gespräch häufig unterbrochen werden, weil ich dem Dialekt nicht immer problemlos folgen konnte und die Interviewten mir zahlreiche Ausdrücke erklären mussten. Um mir entgegenzukommen, wurde zum Teil langsamer geredet, und gewisse Formulierungen wurden gemieden.

Es sei hier noch ein weiteres Problem aufgegriffen, das sich mir in beiden Projekten stellte: das Verdecken von Sachwissen seitens der Forscherin während des Gesprächs. Solange ich mein Wissen über den Zweiten Weltkrieg hütete und die Interviewten mich in der Rolle der unwissenden jüngeren Zuhörerin, die diese Zeit nicht miterlebt hatte, wahrnahmen, erklärten sie mir auch die Organisation der Ortswehr, die Regeln der Rationierung und die Ziele des «Plans Wahlen». Diese Informationen konnte ich mir allerdings auch durch einschlägige Literatur, Protokolle oder Institutionsberichte aneignen. Sobald ich mein Wissen über diese sachlichen Themen zeigte und sie mich in der Rolle der Wissenschaftlerin erkannten, wurden die Gesprächspartnerinnen und -partner unsicher, und das Gespräch verlor seine Dynamik. Aussagen wie: «Ich habe halt nicht Geschichte studiert» oder: «Ich habe noch nie ein Buch über den Krieg gelesen», störten die vertraute Gesprächsatmosphäre. Ähnliche Erfahrungen machte ich auch in den fremden Dörfern. Wenn ich beispielsweise den 7. Landwirtschaftsbericht erwähnte, der für sie offizielles und somit auch «richtiges Wissen» beinhaltete, nahmen sie eine defensive Gesprächshaltung ein. Das Verdecken von Wissen kann gerade bei Oral History im Dorf zu einer wichtigen Gesprächsstrategie werden, um überhaupt an Informationen heranzukommen.

VERBALISIERUNG VON ERINNERTER GESCHICHTE IN EINEM DORF

Die folgenden Ausführungen stützen sich ausschliesslich auf Erfahrungen in meiner Heimatgemeinde. Da die Befragten im voraus über mein Vorhaben informiert wurden, erwartete ich von ihnen eine chronologische Darstellung ihres Lebens, worin die Zeit des Zweiten Weltkriegs eingebunden wäre. Meine Erwartungen wurden nicht bestätigt.[10] Eines der auffallendsten Merkmale des Sprechens über die Vergangenheit in «meinem» Dorf war die Missachtung der Chronologie sowohl in der eigenen Lebensgeschichte als auch bei den Ereignissen des Zweiten Weltkriegs. Die Menschen im Dorf ordnen ihre Erinnerungen nicht nach der zeitlichen Abfolge, sondern nach der Bedeutung der Ereignisse, die sich im Dorf oder vielmehr auf dem Hof abgespielt haben. Denn sowohl ihre eigene Geschichte als auch diejenige des Zweiten Weltkriegs waren integriert in die Geschichte des Hofes. So wurde das individuelle Leben nur als Teil einer grösseren Einheit erzählbar.[11] Auf die Fragen, wie die Kindheit im Dorf verbracht wurde, antwortete eine Bäuerin, ohne eine konkrete Zeitangabe zu nennen: «Man musste immer auf dem Feld helfen. Man arbeitete, wenn man konnte. Während des Sommers hatte man am Nachmittag schulfrei, dann musste man einfach den Eltern helfen.» Eine andere Interviewpartnerin begann ihre Biographie folgendermassen: «Geboren wurde ich im Frauenspital Basel, so wie das damals Mode war, anno 1931. Die Kindheit verbrachte ich im Elternhaus an der Brücke. Ich war das älteste Kind, ich hatte noch zwei jüngere Brüder, 32 und 37 geboren. Ich wuchs auf einem grossen, alten Bauernhof auf. [...] Wir Kinder hatten eine Verpflichtung, die so selbstverständlich war, dass wir nichts anderes wussten, wir halfen dem Bauern rechts und links und vis-à-vis. Wir waren eigentlich immer auf dem Feld.»

Das Individualitätsverständnis, Lebensgeschichte als Geschichte der Persönlichkeitsentwicklung oder die Planung des Lebenslaufs, wo kausale Zusammenhänge eine wichtige Rolle spielen, sind Merkmale bürgerlicher Autobiographien, die sich an einem bestimmten Karrierebewusstsein orientieren und deswegen auf ein Ziel zustreben. Biographische Einschnitte oder wichtige Lebensstationen – vor allem bei Männern – sind meistens dort zu verzeichnen, wo eine Hürde innerhalb der Karriere erreicht worden ist, an der dann eine Neuorientierung des Lebensplans stattfindet.[12] Das Erzählen der eigenen Geschichte ist stark geprägt von der sozialen Schicht und durch das Geschlecht. Werner Fuchs geht davon aus, «dass sich der Prozess der Individualisierung und Biographisierung des Lebens im Schichtaufbau der Gesellschaft von oben nach unten durchgesetzt hat.»[13] Vergleicht man die bürgerliche Autobiographie mit einer Lebensleiter, worin die einzelnen Sprossen Ereignisse und Stationen einer Karriere darstellen, so können die Lebensgeschichten der Bauern und Bäuerinnen eher mit Kreisen verglichen werden, in denen sich ver-

schiedene Zyklen wiederholen. Solche sind zum Beispiel die Jahreszeiten, die ihrem Leben einen prägenden Rhythmus geben. Innerhalb dieser Zyklen gibt es bei allen Gesprächspartnerinnen und -partnern Episoden, die sich nur selten losgelöst vom dörflichen Sozialleben oder jeweiligen Hof ereignet haben. Es gibt keine Trennung von Privat- und Arbeitsleben, weder zeitlich noch räumlich. Das Leben auf dem Hof umfasst das Arbeitsleben sowie das individuelle und soziale Leben als nicht trennbare Bestandteile des ganzen Lebens.[14] Die Kindheit wird von beiden Geschlechtern mit Arbeiten auf dem Hof und dem Feld gleichgesetzt. Sie endet bei den Frauen ohne Berufsausbildung mit der Heirat und bei den Männern ohne Berufsausbildung mit der Hofübernahme, bei den anderen mit dem Eintritt in die Berufslehre.

Über die Kindheit erzählten die Frauen mehr Episoden als die Männer. Meistens waren es Geschichten über dörfliche Autoritätspersonen wie den Lehrer oder den Pfarrer oder über Spiele, welche die Kinder im Dorf nach getaner Arbeit zusammen machten: «Spiele auf der Strasse machten wir noch als Kinder, ‹Überespringis› auf der Brücke.» «Also der Sonntag war Sonntag. Wir Mädchen trafen uns meistens auf der Brücke. Um halb zwei Uhr musste man schauen, dass das Geschirr gewaschen war, damit man gehen konnte. Wir Mädchen gingen dann miteinander ins ‹Kainitz› und sangen. Am Sonntag waren wir immer zusammen.» Die Kindheit wird nicht als besondere, individuelle Zeit geschildert – weder von den Frauen noch von den Männern. Das kollektive «Wir» oder «Man» steht hier für gemeinsame Aspekte derselben Lebenssituation und gemeinsame Erfahrungs- und Denkweisen.

Unterbrochen wird dieser zyklische Lebenslauf sowohl bei Männern als auch bei Frauen durch Ortswechsel. Die Ortswechsel, die von den Interviewten immer ausführlich geschildert wurden, bilden Brüche innerhalb ihrer Biographie. So wurden das Welschlandjahr, die auswärtigen Lehrjahre, auch wenn die Lehre nur im Nachbardorf absolviert wurde, und bei den Frauen der Hofwechsel bei der Heirat als bleibende Einschnitte erinnert. Der Ortswechsel wurde immer mit «etwas erleben» gleichgesetzt. Folglich wird es verständlicher, dass die Frauen überzeugt waren, während des Krieges nichts erlebt zu haben. Durch das Militär – vor allem die Rekrutenschule und den Aktivdienst – erlebten die Männer hingegen viel häufiger einen Ortswechsel, bei dem sie etwas Erzählenswertes, Neues und Fremdes erfahren hatten. Alle von mir befragten Frauen verbrachten ihr ganzes Leben im Dorf. Der Zweite Weltkrieg unterbrach die Kontinuität ihres Alltagslebens nicht. Die Arbeit auf dem Hof und auf dem Feld nimmt in den Erinnerungen den grössten Raum ein. Im Gegensatz zum nicht erlebten Ortswechsel fand bei den Frauen die Konfrontation mit etwas Neuem («Fremden») im Dorf spezielle Erwähnung: Die schweizerischen Grenztruppen im Dorf, die polnischen Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter auf den elsässischen Äckern nahe an der Grenze zum Dorf sowie die deutschen Soldaten, die die Grenze zur Schweiz bewachten, veränderten den ge-

wohnten dörflichen Alltag. Die Bilder der Begegnung mit den Fremden haben sich tief im Gedächtnis dieser Frauen eingeprägt. Solche Episoden wurden oft mit Formeln eröffnet wie: «Ich weiss es noch genau, wie wenn es gestern gewesen wäre, als wir den polnischen Frauen Schokolade über die Grenze warfen.» Oder: «Einmal, ich sehe das heute noch genau vor mir, sah ich auf dem Feld einen deutschen Grenzsoldaten in Uniform.»

Persönliche, auch emotionale Ereignisse – wie beispielsweise die Geburt eines Kindes oder bedrohende Erlebnisse – wurden an Erinnerungen aus dem unmittelbaren, meist dinglichen Umfeld geknüpft. Die befragten Bauern und Bäuerinnen orientieren sich hier weniger an genauen Daten als an natürlichen Begebenheiten wie den Jahreszeiten, dem Wetter und den alltäglichen Arbeiten: «Unser erstes Kind wurde im März 1940 geboren. Das vergesse ich nie, damals konnten wir noch auf unser Land im Elsass.» Die Mobilmachung wurde folgendermassen erinnert: «Dann kam im September die zweite Mobilmachung. Das war an dem Tag, als mein Mann gehen musste. Ich musste die Schwiegermutter ins Spital bringen. So war ich ganz alleine mit meinen Kindern.» Der Tag der Wahl von General Guisan wurde anhand der alltäglichen Arbeit in der Natur erinnert: «Das vergesse ich nicht. Als dieser Guisan gewählt wurde, heuten wir noch auf der ‹oberen Matte›, nein, wir emdeten. Und als wir dort fertig waren und auf dem Heimweg waren, kehrten wir immer im ‹Rössli› ein. Wir gingen hinein, dann sagte einer, dass der Guisan gerade gewählt worden sei. Ja, das war etwas.» Auch die Angst vor den Deutschen wurde im Zusammenhang mit dem bäuerlichen Hofleben beschrieben: «1940, als es wechselte, als die Deutschen kamen [...]. Es war an einem Samstag, ich weiss es noch gut, da hiess es, wir schneiden einen Wagen voll Gras ab. [...]. Den vollen Wagen stellten wir in die Scheune. Die ganze Woche regnete es dann. Wir konnten das Gras nie trocknen.» Eine andere Bäuerin erinnerte sich: «Ich half meinem Onkel, als dieser die ‹Mühlematte› nahe der Grenze mähte. [...] Wir Kinder begannen, mit diesen grossen Rechen das Heu hinüberzurechen. Plötzlich riefen die Erwachsenen, wir sollten zu ihnen kommen. Wir sprangen und gingen. Dann sahen wir die Soldaten mit angeschlagenen Gewehren im Gras liegen. Ja, ja, es waren also Deutsche.»

Das Leben auf dem Hof und im Dorf wird in Episoden – unverbunden, selten chronologisch aneinandergereiht – weitergegeben. Die Befragten erinnerten sich oft kollektiv, was sich neben den Inhalten auch sehr eindeutig an den zum Teil identischen Erzählweisen und Formulierungen aufzeigen lässt.[15] Gerade die Erzählweise gibt einen Einblick in das Denken und Empfinden dieser Menschen. Kollektiv gebrauchte Formulierungen können beispielsweise aufzeigen, dass die Menschen im Dorf ein anderes Zeitverständnis haben, anders über die Persönlichkeitsentwicklung nachdenken und somit auch über ein anderes autobiographisches Selbst-Bewusstsein verfügen. Sie erzählten nicht viel von innerem Erleben, sondern

viel von Miterlebtem. Das Miteinbeziehen der Erzählweise in die Interpretation kann auch eine Kontrolle für die Analyse der InhaltVonarb:e sein. Die Identifikation der Bauern und Bäuerinnen mit dem Leben auf dem Hof und im Dorf lässt sich auch in ihren sprachlichen Formulierungen deutlich wiedererkennen. Es gibt keine Trennung zwischen (Sprach-) Form und Inhalt. So wird es verständlich, warum die Bauern und Bäuerinnen im Gegensatz zu den Städterinnen und Städtern nie daran dachten, während des Krieges in die Innerschweiz zu flüchten. Sie konnten den Hof und die Tiere nicht alleine zurücklassen. Das Leben im Dorf und auf dem Hof war untrennbar mit dem eigenen Leben verflochten.

Anmerkungen

1 Vorländer Herwart: Mündliches Erfragen von Geschichte, in Vorländer Herwart (Hg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte, Göttingen 1990, S. 7ff.
2 Niethammer Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der «Oral History», Frankfurt a. M. 1985.
3 Wierling Dorothee, Brüggemeier Franz-Josef: Oral History. Studienbriefe der Fernuniversität Hagen, Hagen 1986.
4 Vonarb Irene: «Mir si jede Dag unsrer Arbet noh.» Kriegsalltag eines Bauerndorfs an der Grenze, Basel 1990 (Manuskript).
5 Innerhalb des Nationalen Forschungsprogramms 29 arbeite ich zusammen mit der Historikerin Annemarie Roth an einem Projekt mit dem Titel «Ist die bäuerliche Familie gesichert? Formen der sozialen Sicherung in mittel- und kleinbäuerlichen Betrieben.» In fünf deutschschweizer Gemeinden führen wir lebensgeschichtliche Interviews mit Bauernfamilien. Anhand der Gespräche wollen wir die sich wandelnden Lebensformen und die soziale Sicherung dieser Familien aufzeigen.
6 Ich benütze in diesem Fall bewusst die englischen Ausdrücke, weil sie die Situation am genauesten wiedergeben. Siehe dazu: Allen Barbara und Montell William Lynwood: From Memory to History. Using Oral Sources in Local Historical Research, Nashville, Tennessee 1981, S. 11–14.
7 Zur Sicherung der Anonymität werden die Interviewstellen nicht weiter entschlüsselt. Die Interviewausschnitte stammen aus der Lizentiatsarbeit von Vonarb (wie Anm. 4), Bd. 3.
8 Allen and Montell (wie Anm. 6), S. 12.
9 Lamnek Siegfried: Qualitative Sozialforschung. Band 2 Methoden und Techniken, München 1989, S. 60–99.
10 «The disregard for chronology in orally communicated history makes it seem that there is no order at all to the way people talk about the past. (...) The ordering principle is not time, but the emotional associations that people have with the events and the persons being described.» nach: Allen and Montell (wie Anm. 6), S. 30.
11 «Sobald der einzelne Mensch über das Nacheinander seiner Erlebnisse nachdenkt, versucht er, ihren Sinn einem biographischen Zusammenhang einzufügen.» Siehe Berger Peter L. und Luckmann Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a. M. 1969, S. 68.
12 Trüeb Kuno: Von der merkwürdigen Absenz der Frauen in männlichen Lebensgeschichten, Basel 1993 (Manuskript).
13 Fuchs Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen 1984, S. 91. Zitiert in: Sackstetter Susanne: Normen und Leitlinien lebensgeschichtlichen Erzählens von Frauen eines württembergischen Dorfs, in: Gestrich Andreas, Knoch Peter,

Merkel Helga (Hg.): Biographie – sozialgeschichtlich, Göttingen 1988, S. 127.

14 Janke-Leutzsch Gabi: Die Lebensgeschichte als Beziehungsarbeit: Weibliche Lebensentwürfe. Untersuchungen an Autobiographien des 20. Jahrhunderts, in: Becher Ursula A. J. und Rüsen Jörn (Hg.): Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive, Frankfurt am Main 1988, S.439–440.

15 Vergleiche dazu: Halbwachs Maurice: Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart 1967, S. 65.